Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Band: 16 (1934)

Heft: 19

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 11. Mai 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang. Nr. 19

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binder, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Und wieder ein **Wahl- und Abstimmungs-**, ein **Landsgemeindesonntag:** in den Kantonen Bern und Schaffhausen, Glarus und Uri. Im allgemeinen entsprachen Wahlen und Abstimmungen den Erwartungen und behördlichen Anträgen. Nur im Kanton Bern erlebte man einige Ueberraschungen. Während es bei den Regierungsratswahlen den Bürgerlichen dank einer gemeinsamen Liste gelang, sämtliche 9 bürgerlichen Regierungsvertreter (wovon 4 Freisinnige) durchzubringen und einen sozialistischen Dreier-Anspruch abzuschlagen, brachten die gleichzeitigen Großratswahlen den Freisinnigen mit heute 32 Vertretern einen Verlust von 10 Sitzen, den Sozialisten dagegen mit heute 79 Vertretern einen Gewinn von deren 10. Abgesehen davon blieben sich die sonstigen Parteizahlen nahezu gleich, hingegen sind fast die Hälfte der Großräte Neugewählte.

Mit dem Beschluß des erweiterten Zentralvorstandes der schweiz. freisinnig-demokratischen Partei vom 5. Mai, die von den Jungliberalen eingeleitete Bewegung auf **Totalrevision der Bundesverfassung** zu begrüßen, rückt diese Frage immer mehr in den Diskussionsbereich der Presse, die ihr bereits einen breiten Raum einräumt.

Ueber die **Verschuldung und Entschuldung der Landwirtschaft** hat das schweiz. Bauernsekretariat ein Gutachten ausgearbeitet. Darnach wird die Gesamtverschuldung auf etwa 5 Milliarden oder gegen 50 Prozent des gesamten Aktivkapitals geschätzt. 900—1000 Millionen davon sind durch den heutigen Ertragswert nicht mehr gedeckt. Ein Viertel aller, rund 50,000 Betriebe ist überverschuldet. Als Entschuldungsmaßnahmen werden genannt: Richtige Produktions- und Preispolitik (eine Erhöhung von nur 5 Prozent der bäuerlichen Produktenpreise würde schon eine große Hilfe bedeuten), Ablösung sämtlicher den Ertragswert übersteigenden Schulden, Aufstellung einer Belehnungsgrenze, Bestimmungen auf dem Gebiete des Bürgschaftswesens, des Erbwesens, des Liegenschaftsverkehrs usw.

Kürzlich hat auch die Tagung des **schweiz. Hoteliervereins** in Montreux Einblick in die Nöte dieses Berufsstandes gegeben. Unsere teure Lebenshaltung und die hohen Bahntarife erschweren seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Ausland. Not tut deshalb eine durchgehende Anpassung unserer Gestehungskosten an diejenigen in unsern Nachbarländern, eine Herabsetzung der Bahntarife, eine weitere Senkung des Zinsfußes für Hypotheken und Kredite, Bereitstellung öffentlicher Mittel für eine großzügige Verkehrspropaganda usw.

In einer für den Völkerbundsgedanken trüben Zeit trat letzten Samstag und Sonntag in Lausanne die **Schweiz. Völkerbundsvereinigung** zu ihrer Generalversammlung zusammen. Intensiv setzte man sich in einer großen allgemeinen Aussprache mit der heutigen Lage des Völkerbundes wie auch mit den künftigen Aufgaben der Vereinigung auseinander. Die Tagung bewies, daß diese sich der ganzen Schwere derselben bewußt ist und daß sie mit allen Kräften ankämpft gegen ein Zurücksinken Europas in die alte Diplomatie der Vorkriegszeit.

Unsere Leserinnen wird es noch besonders interessieren, daß der Bundesrat lt. „Basler Nachrichten" in seiner letzten Sitzung Herrn Bundesrat Motta ermächtigt hat, an dem am 17. Juni in Bern stattfindenden 25jährigen **Jubiläum des Schweiz. Stimmrechtsverbandes** als bundesrätlicher Redner zu sprechen.

Ausland.

Der **Propagandakampf um die Saar** scheint immer beunruhigendere Formen anzunehmen. Goebbels hat letzten Sonntag in Zweibrücken in nächster Nähe des Saargebietes vor einer nach deutschen Berichten 200,000-, nach französischen 20,000köpfigen Zuhörermenge eine äußerst lebhafte, ja geradezu heftige Rede an die Saarbevölkerung gehalten: „Die Saar ist und bleibt deutsch". Ein Deutschland sei erstanden, das Frankreich und dem Völkerbund widerstehen kann — komme was da wolle. Solche Worte schaffen natürlich eine starke Beunruhigung. Auch der Präsident der saarländischen Regierungskommission Knox, hat an den Völkerbund ein Schreiben gerichtet, in dem er seiner Befürchtung vor einem Handstreich Ausdruck gibt und auf die zunehmende schwere Spannung hinweist, der er nur ungenügende Sicherheitsmittel entgegenzusetzen habe.

Nach den Mitteilungen über die letzten Sitzungen des Abrüstungsausschusses des britischen Kabinetts scheint man in englischen Regierungskreisen die **Hoffnung auf eine Abrüstungskonvention** aufgegeben zu haben und findet deshalb auch ein weiteres Studium der Garantiefragen unfruchtbar, an Stelle dessen soll der Frage der Landesverteidigung (!) erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Das klingt nun allerdings trostlos. Interessant ist nun aber in diesem Zusammenhang ein Artikel des französischen Journalisten Ernest Judet im „Bund" (Nr. 208): „Frankreich und der Friede", in dem er sagt, daß wenn die Deutschen klug seien und keinen Anlaß zu begründeten Vorwürfen geben, wenn man sich überzeugt habe, daß von ihrer Seite kein Angriff zu gewärtigen sei, dann binnen kurzem ein Umschwung eintreten und die Großzahl der Franzosen spontan und nachdrücklich einer Einlenkung zustimmen werde. Das französische Volk wolle den Frieden unter allen Umständen. Und deshalb sei der betrübliche Ausgang der englisch-französischen Besprechungen nicht als etwas Endgültiges anzusehen.

Eine weitere Hoffnung, wenn man sich mit der nötigen Geduld zu wappnen weiß, liegt vielleicht auch darin, daß die **Annäherung zwischen Frankreich und Italien** erkreulche Fortschritte zu machen scheint. Senator Bérenger, der Präsident des Auswärtigen Ausschusses des französischen Senates, war kürzlich in Rom. Er kam mit sehr günstigen Eindrücken nach Paris zurück: Die Hoffnung auf eine Verständigung sei größer als je. Das würde sich natürlich auch auf die Abrüstung auswirken, denn Mussolini wird seinen Abrüstungsplan im stillen sicher noch nicht begraben haben. „Zur Vorsicht" hat er zwar kürzlich den italienischen Marineetat um 480 Millionen Lire erhöht!

Schon seit einiger Zeit macht ein in **Arabien ausgebrochener Krieg** zwischen Ibn Saud dem Herrscher der Wahabiten und dem Imam von Jemen von sich reden. Mit dem siegreichen Vorrücken Ibn Sauds stellt sich immer mehr heraus, daß damit auch wesentliche Interessen zweier europäischer Großmächte verknüpft sind. Es heißt, daß Italien auf jemenitischer Seite zum Kriege geschürt habe, um seine Einflußsphäre zu vergrößern, während England an Siege Ibn Sauds interessiert sei. Das rückt diesen fernarabischen Krieg in das Blickfeld europäischen Interesses.

Die Frau und das Militär.*

Eine Replik.

Von Ida Somazzi.

In der letzten Nummer des „Schweizer Frauenblattes" befaßt sich Frau R.-Sch. unter diesem Titel mit den Fragen der Kriegsbekämpfung und der Landesverteidigung. Da sie von „uns Frauen" und von „der" Schweizerfrau spricht und von „unschweizerischem Gebahren" daß ihr Artikel nicht unwidersprochen bleiben. Es gibt nämlich Schweizerfrauen, die ihre Ansichten nicht teilen, und die doch auf gut schweizerischem Boden stehen. Aus der ansehnlichen Reihe abweichender Ansichten seien nur einige besonders wichtige Punkte herausgegriffen.

Es ist ein Denkfehler, vor der „Wahrheit des Herzens" sowohl wie vor der „Wahrheit des Kopfes", den Kampf gegen den Krieg mit Ablehnung der Landesverteidigung gleichzusetzen, und es ist ein Denkfehler, oder enge Fassungskraft, unter Landesverteidigung nur die militärische Form der Landesverteidigung zu verstehen. Hypnotisiert von Uniform und Waffenzauber, sieht R.-Sch. im Bestehen der Schweiz nur das „Produkt militärischer Notwendigkeit". In der Geschichte jedes älteren europäischen Staates spielen die kriegerischen Ereignisse eine Rolle, und manche Grenze, manche Einrichtung, mancher Umstand, der eine oder andere Charakterzug, in Volk und Struktur eines Staates, ist „ein Produkt militärischer Notwendigkeit" oder militärischer Anstrengung. Die Schreiberin dieser Zeilen bewundert manche militärische Leistung, manche militärische Kühnheit und die viele Organisationskraft der eidgenössischen Streitkräfte, und weiß die Bedeutung mancher Schlacht für die Existenz und Selbständigkeit und Entwicklung der Schweiz dankbar zu schätzen, bewundert auch gerne und wiederum dankbar manche durch den Krieg erzwungene Höchstleistung des Volkes an Opferwilligkeit bis zur Hingabe, an Ausdauer und Tapferkeit. Der Krieg war in der geschichtlichen Vergangenheit ein den damaligen Zuständen und Kräften entsprechendes, häufig einziges und unvermeidbares Mittel der Politik, besonders im Dienste der Selbsterhaltung.

Aber das einst entsprechende und not-wendende Mittel entspricht heute weder den Verhältnissen noch den Zwecken, es wendet die Not nicht mehr. Der Krieg ist vor allem nicht mehr unvermeidbar. Der Krieg ist, wie der Weltkrieg gezeigt hat, in den vielgestaltigen, komplizierten verflochtenen innerstaatlichen und internationalen Verhältnissen der heutigen Zeit ein unzulängliches, unsicheres und gefährliches Mittel geworden. Er zerstört mehr als er erschafft; er löst die meisten Schwierigkeiten nicht mehr, sondern verschiebt sie nur und vervielfacht und kompliziert sie. Der Völkerbund hat selber genug an der furchtbaren Aufgabenlast, der durch den Krieg nicht gelösten, nur verschobenen oder gar neugeschaffenen Schwierigkeiten zu tragen. Die heutige Krise, die wirtschaftliche wie die moralische und die politische, ist zum großen Teile Ergebnis des Weltkrieges.

Diese Lektion ist deutlich für jeden, der denken und fühlen kann und den Blick behalten hat für die harten Tatsachen des Krieges. Ich maße mir nicht an zu glauben, daß Frau R.-Sch. sich gemüht habe, diese Zusammenhänge zu erkennen; aber vielleicht durchblätterte sie einige Nummern illustrierter Zeitungen aus den Kriegsjahren mit Frontbildern und Bildern von Verwundeten-Austausch, Gefangenenlagern, Evakuiertenzügen etc. und dann versuche sie mit einiger Phantasie sich in einen Schützengraben der Westfront zu versetzen; sie sieht dann vielleicht Granatentrichter mit zerfetzten Leibern, Stacheldrähte, in denen hilflos verstrickt verwundete Menschen hängen, hört gräßliche Flüche der in schwerster Not an Menschen und Gott Verzweifelnden, hört das qualverlorene Wimmern Sterbender, die in letzter, unbewußter Hoffnung nach der Mutter rufen, die so oft Leid und Not abgewendet hatte.

Aus ähnlichen Erfahrungen heraus ist der Aufschrei „Nie wieder Krieg" aus den Herzen von Soldaten zuerst aufgestiegen und hat Echo gefunden in zahllosen Frauen und Männern, die nicht in dieser Hölle von Schützengrabenkrieg, aber in der Qual des Mitleidens und der bohrenden Fragen warum? wofür? wozu? standen. Es berührt mich wie Blasphemie, solchen Tatsachen gegenüber mit süßem Schauder von Liebe — Mut — Leid — Tod — Poesie zu romantisieren. Und ganz besonders, wenn eine Frau das tut. Denn die dort litten, Verwundung, Verstümmelung, seelische Verwüstung und Tod erlitten, die waren jeder einer Mutter Sohn, waren viele einer Schwester Bruder, einer Tochter Vater, waren alle eines Gottes Kinder und trugen eines Menschen Antlitz. Daher stammt die Empörung vieler Frauen, daß andere den Krieg verherrlichen und den Kampf gegen den Krieg, diese ungeheure Anstrengung in einer furchtbar ernsten Aufgabe, zu lähmen, als „unschweizerisches Gebahren" zu diskreditieren versuchen.

Daß er dies nicht ist, zeigt ein Blick auf die Geschichte der Schweiz, der sie nun halt eben nicht nur als „Produkt militärischer Notwendigkeit" zeigt, sondern zum größeren Teil als Produkt politischen Weitblickes der eidgenössischen Staats- und Volksmänner, als Produkt politischer Ordnungs- und Erkenntniskraft, als Produkt der Zusammenarbeit und der gegenseitigen Hilfe, als Produkt der gegenseitigen Verständigungsbereitschaft in Erkenntnis gleichen Strebens nach Freiheit, das zur Schicksalsgenossenschaft führte, — daher die Verbindung zum eidgenössischen Bund, — und als Produkt tagtäglichen ehrlichen Mühens des ganzen Volkes als Einzelne, Volk und Staat um die materielle und geistige individuelle und kollektive Existenz.

Neben dieses unabhängige Ringen, das das Antlitz der Schweiz und seine politische, wirtschaftliche und kulturelle Höhe bestimmt, trat in Notfällen die militärische Tüchtigkeit und rettete, wie ein Chirurg auf Tod und Leben operiert; aber hier wie dort wird Leben und Gesundheit vor allem von andern Kräften getragen. Wenn auf diesen möglichen und leider noch heute möglichen Notfall hin Vorbereitungen getroffen werden müssen, so heißt das nicht, daß alle andern schicksalbauenden Kräfte des Staates und des Volkes mißachtet und vernachlässigt werden dürfen. Der Krieg ist ein Mittel der Politik und kann durch andere Mittel ersetzt werden, und der Krieg ist ein Ergebnis bestimmter Politik, die wiederum durch eine andere Politik ersetzt werden kann.

Nun redet unsere Schweizergeschichte auch vom Kampf gegen den Krieg: das ehrwürdige Dokument des Bundesvertrages von 1291 enthält die Abmachung der drei Urkantone, Streitigkeiten untereinander nicht wie üblich durch Waffengewalt zu lösen, sondern auf friedlichem Wege durch ein interkantonales Schiedsgericht. Dieser Richtungriffspakt wird gestützt durch die Androhung einer Sanktion, daß, wer sich dem Schiedsspruche nicht füge, von den andern als Feind betrachtet und behandelt werden solle.

* Zu dem Artikel in letzter Nummer sind uns mehrere Einsendungen zugekommen, die wir in den nächsten Nummern veröffentlichen werden.

Nach der alten Ordnung Gottes soll der Mensch alles, über was Gott ihn gesetzt hat, veredeln.

Jeremias Gotthelf

Bruder Mensch
oder
Von der Dankbarkeit.

Ein ganz eigengearteter unter den italienischen Schriftstellern der Vor- und Nachkriegszeit war Fernando Agnoletti. Vielfach geisel es ihm, als „Calandrino" zu zeichnen, das heißt — mit etwelcher Ummuancierung der drolligen Calandrino-Gestalt von Boccaccios Gnaden — als schlichter, allem Schönen, allem Guten zugetaner Freund und Bruder. In Florenz, wo er 1875 geboren wurde, erlag er unlängst einem qualvollen Leiden, von vielen betrauert, besonders auch von hervorragenden Frauen verschiedener Generationen, wie Ada Negri und Gianna Manzini, die seinen Sonderwert als Mensch und Künstler ganz ersühlt, erkannt hatten.

Mit fünfzehn Jahren wäre er gerne als Freiwilliger jenseits des Ozeans, den letzten fünfhundert Sioux-indianern gegen die Uebermacht der Amerikaner beigestanden. Als Freiwilliger schlug er sich in Griechenland und im Weltkrieg. Aus freien Stücken ging er nach England und Schottland, organisierte dort die zerstreuten Italiener, war Lektor der italienischen Sprache an der Universität Glasgow, gründete eine italienische Kaufmannsgenossenschaft, sowie, als heimischen Weck- und Ankunft, eine italienische Zeitung, und, in seine Toskana zurückgekehrt, trieb er, ebenso freiwillig, Landwirtschaft und Handel, betätigte sich nacheinander als Kleingrundbauer und Milchverkäufer, als Theaterimpresario und Antiquar.

Dieser vielseitige Italiener war ein Poet mit großen Kinderaugen, die der Welt immer wieder neu gegenüberstanden und alles auf ihre Weise betrachteten; ein Poet mit einer stets frischtönenden, von innen her modulierten Stimme. „Was er schreibt, das lebt und beglückt", meint ein aufbruchsvoller Kritiker.

Auf literarischem Gebiet — seine politische Wirksamkeit und Einseitigkeit interessiert uns hier nicht — wurde Agnoletti besonders bekannt durch Beiträge in mehreren italienischen und englischen Zeitungen, durch die so menschlichen Kriegstagebuchblätter „Dal giardino all' Isonzo" („Vom Gegenheim in die Kriegszone") und durch den mannigfachen Sammelband „Il bordone della poesia" („Der poetische Wanderstab"). Dieser Titel entlehnte er einer Skulptur Romanellis und gab deren Abbildung dem Buche symbolhaft bei. Sie führt uns einen Putten vor, der mit einem wunderklingenden Wanderstab — einem hohen Kreuz — vertrauensselig dahinschreitet.

Der „Bordone" enthält Erinnerungen, Entdeckungen, Begegnungen, Betrachtungen über Kinder, Frauen, Greise, Dichter, Sonderlinge; dazu ein paar nachdenkliche Gedichte, wie von ungefähr hineingefügungen. Aus allen Seiten spricht dieselbe unwüchsige Italianität und ein angeborener Unwille gegen jedwelche unitalienische Modemache; aus fast allen, der Geist gütigen Verstehens. In der Vorrede sagt Agnoletti, der eine und andere im „Bordone" enthaltene Ausspruch könnte einst ihm selbst als Grabinschrift dienen, zum Beispiel jener von der Lust zu segnen, wie sie an einem Frühlingstag den armen Calandrino ankam. Davon berichtet das folgende, bedeutsame, den Band abschließende Geschichtlein.

Eines Tages stieg Calandrino mit schwerbeladenem Herzen eine steile, vielbegangene Straße empor. Allen wich er aus, denn alle waren glücklicher als er, und keinem wollte er hinderlich sein. Obwohl er ganz langsam weiterschritt, erreichte er einen Fuhrmann und einen Esel, die, erschöpft, einen mit einer ungeheuren Last beschwerten Karren nachschleppten. Der Verzweiflung nahe, schien der schweißtriefende Fuhrmann drauf und dran, in Flüche und Hiebe loszubrechen. Da stemmte Calandrino, ungesehen, eine Schulter an die Hinterseite des Karrens und stützte und stieß, und alsbald bemerkte er, daß sein bißchen Hilfe genügte: „es nahm der Mühe jener beiden den Stachel der Qual". Oben angelangt, schlug er sich feuchend seitwärts; Mann und Esel, wieder aufgelebt, zogen dahin über die leuchtende Höhe; wie von selbst rollte der Karren weiter. „Sonnentrunken warf der Esel helle Freudenrufe aus: Maimonat war's! Der Fuhrmann mit den blanken Zähnen ließ seine Peitsche knallen und stimmte Liebeslieder an, eines nach dem andern: Maimonat war's! Calandrino blieb ein Weilchen stehen, um den beiden nachzublicken; ihm ward, wie wenn er alles und alle hätte segnen mögen: e senti volontà di benedire. Dann lud er seine große Last wieder aufs Herz und ging seines Weges."

Aus ähnlichem Dankgefühl dem Leben gegenüber, auch wenn es Mühe und Not und Schmerz gewesen, aus dem Drang, tief Wohltuendes zu lobpreisen, ist gewiß Agnolettis Bedürfnis erklärlich, in seinen letzten Lebensjahren die hohe Schönheit, den Richtungswert der Göttlichen Komödie mit ganzer Glut zu erfassen und anderen nahezubringen. Noch viel mehr Zeit wünschte er sich dazu. „Könnte ich mehr Dante lesen, mehr über ihn schreiben, mehr mit ihm zusammen sein", gestand er einmal, „dann würde ich erkennen, daß es meine Schuld ist, wenn gewisse Realitäten mich verletzen ...; man muß lernen, alles in die richtigen Proportionen hineinzustellen ...". Mit anderen Worten: Agnoletti war nicht nur ein Dantekundiger, sondern einer, der an Dante zu tiefer, umfassender Menschlichkeit und Brüderlichkeit herangereifte, zu mannhafter Demut und Ueberwindung.

E. N. Baragiola.

Vincent van Gogh.

Ein Künstlerschicksal erzählt von Gritta Baerlocher.

(Schluß.)

Am 20. Oktober 1888 endlich kommt Gauguin. Er ist groß, athletisch, skeptisch, schweigsam und erledigt spielend die vielen einfachen Handlungen des täglichen Lebens, die für Vincent ebenso viele Schwierigkeiten bedeuten. Er sieht gar nicht hilfsbedürftig aus, so wie sich Vincent das ausgedacht hatte. Vincent staunt. Gauguin ist „sehr, sehr interessant, ein großer Künstler und außerordentlicher Mensch, ein intelligenter Kamerad". Man kann sich gut vorstellen daß er ein erfolgreicher Börsenmensch war. Und nun hat er diesen Beruf aufgegeben, Frau und Kinder verlassen und ist Maler geworden. Er hat eine festgefügte Weltanschauung, er pfeift auf die Zivilisation und wenn er genügend Geld beisammen hat, wird er in die Südsee fahren und dort malen. Er hat nicht einen Schatten von jenen sozialen Bedürfnissen, die Vincent zum Handeln treiben oder wenigstens zeigt er nichts davon; er glaubt wohl auch an keine Künstlergemeinschaft, die für Vincent Traum und Paradies zugleich ist. Gauguin behauptet, die Menschen durchschaut zu haben, eine zerrüttete und degenerierte Gesellschaft; er will fort, zu den Wilden in den Tropen. Im übrigen findet er Arles die schmutzigste Stadt des Südens. Vincent erstarrt. Ganz selten sind solche Zweifel auch in ihm aufgewacht, er vertreibt sie, er kann nicht leben in solcher Luft, er müßte sich umbringen. Aber vielleicht spricht Gauguin so aus allzu großer Enttäuschung und Vereinsamung heraus, vielleicht aus Schwäche sogar, argwöhnt Vincent. Vielleicht ist das alles nur eine Fassade. Er will seinen Traum mit Gauguin nicht aufgeben, er ist ein Symbol für ihn.

Die Bundesverfassung von 1848 verbietet den Kantonen, Streitigkeiten untereinander durch Waffengewalt zu entscheiden; interkantonale Konflikte zu lösen, ist den eidgenössischen Räten und dem Bundesgericht übertragen. In neuer Zeit bemüht sich der Völkerbund, den Krieg durch Ausbau des Vermittlungsverfahrens und des internationalen Rechts, durch Errichtung des internationalen Gerichtshofes im Haag zu ersetzen, versucht, ihm vorzubeugen durch die Regelung und Förderung der internationalen Zusammenarbeit und durch die Entwicklung einer internationalen Solidarität, — was interkantonal in der Schweiz gelang, wird heute international versucht und angestrebt. Die Schweiz ist Mitglied des Völkerbundes und arbeitet an diesen Bestrebungen mit. Wir stehen also im Kampfe gegen den Krieg auch da auf gut schweizerischem Boden. Da aber die Macht des noch jungen Völkerbundes noch nicht so groß ist, um den Krieg zu verhindern, und da der Friedenswille in nahen und fernen Staaten nicht zuverlässig ist, halte ich die militärische Landesverteidigung noch nötig.

Aber die nüchterne Einsicht in die Formen eines zukünftigen Krieges zwingt uns, alles zu tun, was wir vermögen, um einen Krieg überhaupt zu verhindern. Auch hierin setzen wir eine alte Bestrebung schweizerischer Politik fort, die Neutralität. Seit der Niederlage von Marignano 1515 mischte sich die Eidgenossenschaft als solche nicht mehr in ausländische Kriege, und verzichtete auf den Offensivkrieg, auf Macht- und Eroberungspolitik. Sie tat es in nüchterner Erkenntnis, daß den damals neuen Kriegsmitteln der großen Heere, der Kavallerie und der Artillerie, die kleine eidgenössische Streitmacht und die kleinen finanziellen Mittel nicht gewachsen waren, trotz der militärischen Tüchtigkeit der Einzelnen. Heute stehen wir wiederum vor gewaltigen neuen Mitteln der Kriegführung, vor Luftkrieg und chemischem Krieg und vor der Anwendung der Kriegsmittel auf die ganze Bevölkerung, so daß auch der Defensivkrieg weniger aussichtsreich erscheint als früher. Darum ist die Bemühung, den Krieg zu verhindern, ernste schweizerische Landesverteidigung und entspringt dem entschlossenen Wehrwillen all derer, die sich darum bemühen.

Diese Form braucht allerdings eine gewaltige geistige Anstrengung. Es ist, so schwer es an sich ist, sicher heute leichter, einen Kriegsplan zu entwerfen als einen Wirtschaftsplan, und die Frage ist, ob es gelingt, die geniale Erfindungs- und Organisationskraft der Menschen, die sich bisher in der Erschaffung von Zerstörungsmitteln zeigte, überzuleiten in die Erschaffung von Aufbaumitteln, in die Organisation des Friedens. Hieran mitzuarbeiten, mitzuringen, ist auch der Frau möglich und ist ihr zugeteilt, wie allen Menschen; denn die Kriegsbekämpfung ist ja nicht nur schweizerische und nicht nur frauliche Aufgabe. Es würde zu weit führen, in diesem Artikel noch auf die besondere Verpflichtung der Frau einzugehen; vielleicht tun es andere. Mir lag daran, als Schweizerin Stellung zu nehmen, und zwar als Schweizerin, die sich damit Seite an Seite mit Schweizern weiß, sogar mit Schweizer-Soldaten, allerdings nicht in der von R.-Sch. zitierten Art der „lustigen Märlein von Aphroditens Abenteuern mit Ares", sondern eher schon — es sei in aller Ehrfurcht vor dem gewaltigen Abstand gesagt — in der Art der Vision Spittelers von Artemis, die mit Apoll die ungewisse Fahrt nach dem Lande der Sehnsucht, der Güte und des Friedens wagt, nach dem Lande Meon, „daß es werde, daß es währe".

Für oder gegen den Muttertag?

Eine Mutter schreibt uns: Als ich das erstemal etwas über den Muttertag las und hörte, — ich muß es offen gestehen — war ich darob nicht eben erfreut: es schien mir, als ob das neue Fest nur eine Eintagsfliege sei, ein kleiner Versuch, noch einen neuen Feiertag an die schon bestehenden zu reihen! Dabei berührte mich so eigenartig, daß es ausgerechnet ein Muttertag sein sollte, statt ein Elterntag. Warum nicht Letzteres? Mußte dieser Gedanke eine Mutter nicht traurig stimmen, da nicht nur sie, sondern ja auch der besorgte Vater mit vereinten Kräften, Freuden und Leiden um ihre Kinder tragen und ihnen während 365 Tagen nur ihr bestes gemeinsam geben?

Und doch begrüße ich nach ruhiger Ueberlegung die Idee des Muttertages. Die Mutter steht im Vordergrund, ihr danken und jubeln die Kinderherzen zu, von Kinderhänden wird sie beschenkt und beglückt. — Aber wer hilft den Kleinen dabei? Wer hilft ihnen das Richtige und Natürliche für den Muttertag suchen, wer lehrt sie diesen Tag mit festlichstrahlenden Augen zu betrachten? Es ist der Vater — der bescheiden in den Hintergrund tritt und seinen Kindern hilft, die Bedeutung des Tages zu begreifen und ihr Empfinden in die richtigen Bahnen zu lenken.

Vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, bedeutet der Muttertag das Fest der Liebe und der Dankbarkeit, die sich nicht nur an dem Tage, an dem sie bewußt geweckt werden, zeigen, sondern sich in der Folge während des ganzen Jahres auswirken in einem glücklichen, harmonischen Familienleben.

Wie nun, auf welche Weise den Muttertag feiern und begehen? Die Kinder, die doch alle Tage hindurch danach trachten, der Mutter ihre Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen und zu beweisen suchen nach etwas Besonderem. — Aber wo liegt das Besondere? Liegt es in teuren und großen, raffiniert ausgedachten Geschenken, wie sie in Schaufenstern angepriesen und mit mannigfaltigen Wegweisern „Für die liebe Mutter" versehen, ausgestellt werden? Wir stellen einen lose gebundenen Wiesenstrauß aus Margueriten, Skabiosen oder auch nur leuchtender Löwenzahn einem von geschickter Floristenhand gebundenen Nelken- oder Rosenstrauß gegenüber? Beide sind Feststräuße und beide stehen da um Freude zu bereiten, aber nicht beide sind angebracht am gleichen Ort.

Kinder schenken etwas Natürliches und Bescheidenes und eben durch diese Eigenart wirkt sich das Geben zu der Bedeutung aus, die es bezweckt.

Es würde die Mutter bedrücken (vielleicht nicht eine jede), zu sehen und zu wissen, daß die Kinder ihre Liebe und Dankbarkeit damit beweisen, daß sie ihre Sparbatzen, die sie vielleicht mühsam und langsam durch kleinere oder größere Handreichungen und Gefälligkeiten verdient haben, ausgeben für einen einzigen Festtag, und es ist in diesen Krisenzeiten wenig angebracht, noch ein weiteres Fest einzuführen, das zu Mehrauslagen, die das aufgestellte Budget überschreiten, verführt. — Gibt es doch sonst genug Wege und Gelegenheit, Geschenke und Liebeszeichen zu kaufen und zu spenden. Es liegt nicht im wahren Geist dieses Tages, die Mutter mit einem Geschenk zu beglücken, dessen Wert am Gelde gemessen wird.

Ich kenne einen kleinen Knaben, der bekam letztes Jahr von einem Gärtner einen Schnittlauchstock — und diesen pflanzte er in einen Topf, verzierte denselben mit einer gebrauchten Papiermanschette und besteckte sie mit Wiesenblumen und schenkte ihn seiner Großmutter am Muttertag. Auf diese liebliche und praktische Weise zieht sie sich nun, da sie keinen Garten besitzt, ihr Küchenkraut selbst und die Erinnerung an diese originelle Aufmerksamkeit und Liebesbezeugung erneuert sich von Tag zu Tag. Wie dankbar ist die Mutter, wenn sie einmal die Kinderbettchen nicht machen muß. Sehen die Kissen und die Leintücher noch so zerdrückt aus und sind die Bettlein nicht kunstgerecht bezogen, — Kinderhände haben darüber gestrichen, Kinderhände haben die Kissen geschüttelt mit Eifer und Freude für die Mutter.

Es gibt unendlich viel Kleinigkeiten, die sich zu großen segenspendenden Taten auswirken, und wenn wir die Kinder dazu erziehen, im Schenken und im Beschenktwerden die Tat und nicht nur den Geldwert zu achten, so wird auch der Muttertag, der vielleicht ursprünglich aus andern Beweggründen in unserer Schweiz eingebürgert wurde, zu einem Tag der großen und reinen Freude, nicht nur allein für die Mutter, sondern auch für den Vater und die Kinder.

M. L.-Sch.

Mutterrenten in U. S. A.

Der Staat Pennsylvanien besitzt schon seit Jahren eine große, von Frauenkomitees verwaltete Organisation zur Unterstützung von Witwen und Waisen, Mothers Fund. Dieser Fonds, der allein in Philadelphia 3000 Witwen und über 5000 Waisen durch 50 unter weiblicher Oberleitung stehende Fürsorgerinnen betreuen läßt, geht von dem Grundsatz aus, daß die Anstaltserziehung nicht das günstigste für das Waisenkind sei, sondern daß es am besten durch seine eigene Mutter gepflegt und erzogen wird. Die Mütter, die in Philadelphia meist den ärmsten Einwandererkreisen angehören, erhalten zu diesem Zweck ausreichende Renten, die sie unter fortlaufender Aufsicht der Fürsorgerin für ihre Kinder verwenden.

Im Parlament dieses Staates wurde kürzlich die Einführung von Altersrenten und Renten für Blinde beantragt. Da die ganz unpolitische, sachliche und liebevolle Verwaltung des Mütter- und Waisenfonds durch die Frauenkomitees im ganzen Staate das volle Vertrauen der Bevölkerung gefunden hat, benützten die Antragsteller diese günstige Stimmung zur Durchbringung der Vorlage, indem sie vorschlugen, diese Frauenkomitees mit der Auszahlung der Renten zu beauftragen. Das Gesetz wurde angenommen. Anfangs Juni werden die Frauen diese neue Arbeit zu ihrer Mütter- und Waisenfürsorge übernehmen.

Mütterhilfe in der Schweiz.

Am zweiten Sonntag im Mai wird der Muttertag gefeiert, von vielen als sentimentale Mache oder als Mißbrauch schöner Gefühle zu Geschäftszwecken abgelehnt, von anderen als würdiger Ehrentag der Mutter mit warmer Begeisterung begrüßt. Sei dem, wie ihm wolle, so führt der Muttertag doch zur Besinnung auf all das, was mit dem Begriff „Mutter" zusammenhängt. Dazu kommt, daß unsere fascistischen Nachbarstaaten die Verehrung der Mutter und den Mutterschutz in einer Weise betonen, die unsere Selbstbesinnung anregen und vertiefen muß. Fast könnte es aussehen, als ob wir Schweizer diesen Fragen den gebührenden Wert nicht beimessen, als wir uns fragen müßten, ob denn unsere Gemeinschaftsfähigkeit hinter derjenigen des Auslandes zurückstehe.

Betrachten wir deshalb einmal ganz nüchtern die verschiedenen Einrichtungen, die Liebe und Verantwortungsgefühl für die Mutter in unserem Lande geschaffen haben. Da wäre zunächst das schweizerische Zivilgesetzbuch, die Grundlage unseres Rechtes, zu nennen, das der Ehefrau und damit auch der Mutter einen

rechtlichen Schutz

gewährt, wie ihn nur wenige andere Länder kennen. Auch das Fabrikgesetz nimmt auf die Mutterschaft besondere Rücksicht. Neben den gesetzlichen Maßnahmen, die allen Müttern zugute kommen, bestehen (nun noch) eine Menge z. T. vorbildlicher Institutionen für diejenigen Frauen, die den verschiedenartigen großen Anforderungen der Mutterschaft aus eigener Kraft nicht gewachsen sind.

Das schwere Los der

unehelichen Mutter,

die ihrem Kinde nur mit Bangen entgegensieht, wird durch die Amtsvormundschaft erleichtert, die sich ihrer in jeder Beziehung annimmt, ihr rechtlichen und fürsorgerischen Schutz angedeihen läßt und die in 12 Kantonen gesetzlich eingeführt ist. Es zeigt sich doch mehr und mehr, daß auch die verheiratete Frau infolge der Wirtschaftskrise durch eine Schwangerschaft in eine Not geraten kann, die ihr die Abtreibung als einzig möglichen Ausweg erscheinen läßt. Dieser tief ins Familien- und Volksleben hineingreifenden Not sucht die

Schwangerenberatungsstelle,

wie sie in Zürich geschaffen wurde, zu begegnen. Mit Sachkenntnis und warmer Teilnahme nimmt sie sich jeder einzelnen Ratsuchenden an. Bei Anzeichen körperlicher oder psychischer Leiden wird für rechtzeitige ärztliche Hilfe gesorgt. Außerehelich schwangeren Frauen wird die oft so gefürchtete Auseinandersetzung mit der Familie und dem Arbeitgeber abgenommen und die Anmeldung bei der Amtsvormundschaft besorgt. Die enge Verbindung mit allen schon bestehenden Fürsorgeinstanzen ermöglicht die Vermittlung von Stellen oder Arbeit, finanzieller Hilfe, Hauspflegen oder Erholungsurlauben in Fällen, die vorher völlig aussichtslos erschienen.

Nicht weniger als 242 Vereine und Fonds dienen der Unterstützung hilfsbedürftiger Wöchnerinnen in der Schweiz, wozu sich noch die Abteilung für Mutter, Säugling und Kleinkind der Stiftung Pro Juventute gesellt, die mit der Herausgabe von Broschüren, Merkblättern, Schnittmustern, mit der Veranstaltung von Kursen, Wanderausstellungen und der Abgabe von Wanderkörben mit Säuglingsausstattungen dem Säugling und damit indirekt auch der Mutter hilft. Es ist überhaupt zu sagen, daß unsere mancherorts vorbildlich ausgebaute Jugendfürsorge auch für die Mütter eine ungeheure Hilfe bedeutet. Sie nimmt ihnen untragbare, durch die Verhältnisse geschaffene Lasten ab und erzieht sie — wo sie im richtigen Sinne arbeitet — zur besseren Anwendung der eigenen Kräfte.

Zahlreiche

Mütterberatungsstellen

zu Stadt und Land unterstützen die Mütter in der körperlichen Pflege ihrer Kinder und verhüten damit unendlich viel Muttersorge und Mutterleid.

Mütterabende, Elternabende und Erziehungsberatungsstellen, wie sie in verschiedenen größeren Ortschaften eingerichtet sind, gehen den Müttern in der Erziehung ihrer Kinder an die Hand.

Die

Erholungsfürsorge

für Mütter ist nur an wenigen Orten zu einer eigentlichen Organisation ausgebaut. Ihre Notwendigkeit beginnt jedoch immer weiter ins Volksbewußtsein einzudringen und die bereits bestehenden Institutionen zeigen höchst erfreuliche Resultate. Die Zürcher Ferienhilfe z. B. konnte im letzten Jahre an bedürftige, abgearbeitete oder rekonvaleszente Familienmütter und berufstätige Frauen 393 Erholungsaufenthalte und 91 Stärkungskuren vermitteln. Man macht sich kaum einen Begriff von der erlösenden Wirkung solcher Land- und Bergferien auf diese Frauen, die jahraus jahrein nur Not und Sorge kennen, die sich körperlich und seelisch erschöpft von einem Tag in den anderen schleppen und Sonn- und Werktags keine Entspannung kennen. Ihr stilles Heldentum wird nicht einmal in ihrer Familie wahrgenommen, denn Mann und Kinder leiden nur zu oft unter ihrem müden und nervösen Wesen, das sich zu keiner frohen Gemütlichkeit mehr aufzuschwingen vermag. Durch die Ferienhilfe werden sie nun nach Möglichkeit in Heimen untergebracht, die sie selbst sich wünschen oder von denen man annehmen kann, daß sie sich darin wohl fühlen. Große Ferienheime mit froher Geselligkeit, kleine ruhige Pensionen, konfessionell geführte Heime oder freundliche Bauernfamilien sind zur Aufnahme von Feriengästen bereit. Die Finanzierung übernimmt die Ferienhilfe unter Herbeiziehung anderer Hilfsquellen wie Fonds, Krankenkassen, Pfarrämter, Stiftungen und Vereine. Auch die Frauen selbst werden nach Maßgabe ihrer Verhältnisse zur Beitragsleistung herangezogen, die wenn nötig ratenweise erfolgen kann. So oder ähnlich arbeiten auch die anderen, zum Teil konfessionellen Ferienhilfsorganisationen.

Die Ferienheime für Mütter und Kinder begegnen dem Wunsche vieler Mütter, ihre Kinder mit sich in die Ferien zu nehmen, da die Verhältnisse ihnen nicht erlauben, sie daheim zu lassen oder Verwandten anzuvertrauen. Im Mütterferienheim wird ihnen die Pflege und Wartung der Kinder vollständig abgenommen, was ihnen erlaubt, sich in aller Ruhe zu erholen.

Zuletzt sei noch als vielversprechender Versuch auf dem Gebiete der Mütterhilfe die

Mütterrente

genannt. Die Zinsen eines vom Kanton Zürich verwalteten Fonds werden dazu verwendet, an einige bedürftige Witwen mit Kindern regelmäßige monatliche Beiträge auszurichten. Durch diese Hilfe, die ihr Arbeitseinkommen ergänzt, wird den Müttern ermöglicht, sich und die Kinder ohne Inanspruchnahme der Armenpflege und ohne außerhäusliche Erwerbsarbeit durchzubringen. Es ist dies für sie von besonderer Bedeutung, da sie aus Gemeinden stammen, die ihnen bei Inanspruchnahme öffentlicher Mittel die Kinder wegnehmen und ins Armen- oder Waisenhaus versorgen würden.

Wenn wir unsere Mütterhilfe mit derjenigen unserer fascistischen Nachbarländer vergleichen, so fällt uns vor allem ein großer Unterschied auf. Die vom Staate geforderte und in ungeheurer Propaganda verkündete Mütterhilfe ist dort nicht Selbstzweck. Sie hat nicht die einzelne geplagte Mutter im Auge, sondern den Staat, dem eben diese Mutter möglichst viel und möglichst gutes Menschenmaterial liefern soll. Der Wille zur Mutterschaft wird vom Staate diktiert und die Verehrung für die Mutter vom Staate gefordert. Gewiß mag dies alles das Selbstgefühl der Mütter heben, mag sie in freudigem Stolze sich als wertvolle Glieder des Volksganzen fühlen lassen — unserer Art liegt es nicht. Uns ist der Mensch als Mensch wertvoll und das zeigt sich auch in den mannigfaltigen Zweigen unserer Mütterhilfe, die alle von der Hilfsbedürftigkeit des einzelnen ausgingen und vom Verantwortungsgefühl für den einzelnen getragen werden. Die Mutter weiß, daß es um sie selbst geht, wenn man sie in der Schwangerenfürsorge berät oder durch die Ferienhilfe betreut. Unsere Hilfsinstitutionen sind von unten herauf gewachsen und nicht von oben herab diktiert, und wenn wir angesichts der großen, durch die Wirtschaftskrise verursachten Not uns auch bewußt sind, erst am Anfang des Weges zu stehen, so haben wir doch das Gefühl, auf dem richtigen Wege zu sein.

J. S.

Er bohrt an ihm herum; sobald sie ernstere Gespräche führen, klafft der Abgrund; unbekümmert und dröhnend vertritt Gauguin seinen Standpunkt. Vincent nimmt sich alle diese Dinge sehr zu Herzen, eine große Trauer überkommt ihn. Wo ist nun der Bruder, der Kamerad, der Mensch? Oft wendet sich Gauguin mit einem vielsagenden Lächeln von ihm ab; welch ein verdrehter und sentimentaler Kerl, und welche Unordnung in seinem Gehirn. Vincent fühlt alles; es wühlt im Stillen in ihm fort. Dazwischen sind Stunden, wo das gleiche Fluidum beide trägt; so wenn sie zusammen im Museum von Montpellier vor den Bildern von Delacroix stehen. Dann ist Vincent wie elektrisiert; man darf nie mutlos werden. In einer so aufgelockerten Stunde spricht er mit Gauguin über die Gemeinschaft, wie er sie versteht. Gauguin ist erstaunt; dann lacht er, das ist alles Unsinn und sein Nein ist schneidend wie Glas. Am nächsten Tag im Café wirft ihm Vincent das Absinthglas an den Kopf, doch trifft er ihn nicht; abends geht er Gauguin nach mit einem Messer in der Hand. Als Gauguin seinen Namen ruft, kehrt er zerknirscht um. Aber Gauguin findet es vorsichtiger im Hotel zu schlafen. Am nächsten Morgen, wie er zu dem gelben Haus kommt, ist es von Menschen umstellt, drinnen ist die Polizei. Vincent hat sich ein Ohr abgeschnitten und es einem der Freudenmädchen hinter dem Stadtgarten geschickt. Er war immer gut Freund mit ihnen gewesen; sie nannten ihn Fou-roux und waren lieb und zutunlich; sie zupften ihn an seinen großen Ohren und die Brunette hatte gespaßt, ob er ihr eines davon schenke. Für sie hatte er es abgeschnitten und es selbst hingetragen um es abzugeben. Jetzt schlief er, der Arzt war da; Gauguin telegraphierte an Theo. Theo kommt und Gauguin verläßt fluchtartig Arles.

Als Vincent aus diesem Nervenzusammenbruch, der den Wahnsinn aus nächster Nähe streift, aufwacht ist er bis ins innerste Mark erschüttert. Weihnachten hätte so schön werden sollen, endlich einmal ein richtiges Fest, endlich einmal ein wenig Heiterkeit und etwas Freude für die Zukunft. Theo hat sich verlobt, eine schöne und gute Frau kommt in die Familie; und bei ihm ist Gauguin, er ist nicht mehr allein; und was war nun geschehen? Er begreift nichts von allem. Was ist an ihm, daß es nirgends geht und daß er mit keinem Menschen auskommt? Waren denn nur oberflächliche Berührungen möglich? So wie er sie hier mit den einfachen Leuten des Landes unterhielt? Konnte er nie den Zugang finden zu einem Gleichgesinnten? War das womöglich seine Krankheit? Er grübelt. Er verwirrt sich. Es gibt nur die Malerei, die rettet. Nachts leidet er an schrecklicher Schlaflosigkeit.

Er kommt nach einigen Tagen aus dem Spital zurück und die Leute sind wie immer; so ein wenig Verrücktheit hat jeder einmal, das macht die Sonne und das Land. Allen geht es mehr oder weniger so. Vincent versucht sich zu trösten; es ist nicht so schlimm; es braucht nicht wieder zu kommen. War es nötig, daß man deshalb Theo um die Ferien bei seiner Braut brachte und daß er nun das gelbe Haus, dieses Lichtlein, unter so übeln Umständen kennen lernte? Und Gauguin? Warum schreibt er nicht? Und kommt er nicht zurück? Wäre es nicht das einfachste, wieder zusammen anzufangen? Sie gehören doch zusammen, was auch immer geschehen ist. Man hat kaum eine der wichtigsten Fragen zu Ende besprochen. Aber es ist gefährlich, über all diese Dinge nachzudenken. Also bleibt nichts übrig, als mit dem Leben wie bisher fortzufahren und auszuharren und zu malen. Vielleicht wird man doch einmal ans Ziel kommen, vielleicht wird man doch einmal Bilder verkaufen können, vielleicht wird doch einmal der Tag kommen, „da wird man sehen, daß sie mehr als den Preis der Farbe wert sind und das ganze erbärmliche Leben," das er daran hängte. Dann wird er Theo auf Heller und Pfennig zurückzahlen können, was er für ihn getan hat in seiner endlosen Güte. Vielleicht hungert Vincent wieder und zermartert sich in schlaflosen Nächten den Kopf; auf jeden Fall fühlt er wieder das Dunkle über sich und jene namenlose und beklemmende Angst und in der richtigen Einsicht geht er in das Spital zurück. Als er es nach kurzer Zeit wieder verläßt, hat sich die Umwelt verändert. Die Leute sehen ihm mißtrauisch nach. Wie lange würde es nun wohl wieder dauern bis zum nächsten Anfall? Und wird er es beim eigenen Ohr bewenden lassen? Die sind gefährlich, die einmal das Messer in der Hand hatten! Andere wieder beruhigen: ein harmloser Maler. Eben diese Bilder, sagen die Mißtrauischen, gibt es etwas Verrückteres? Das ganze Haus ist voll davon. Langsam wird Vincent zu einer berüchtigten Berühmtheit; zeitweise staut sich die Menge auf der Place Lamartine und schreit im Takt: Fou-roux, Fou-roux! Also selbst die Kunst macht keinen Eindruck auf diese Einfältigen, sie bleibt gläserner Luxus. In der größten Not öffnet Vincent die verbarrikadierten Fenster seines Hauses und spricht zu der johlenden Menge. Es sind Menschen, Brüder, er zeigt ihnen seine Bilder, er erklärt, er spricht von Gott, ja, er wirft ihnen einige Bilder zu. Die Gassenjungen stecken die Köpfe durch die Leinwand und tanzen mit diesen grotesk gezackten Kragen. Da reißt etwas in Vincent und er schreit wie ein Tier. 80 ehrenwerte Bürger richten an den Maire, Monsieur Tardieu, ein Gesuch, damit diesem Treiben ein Ende gemacht werde. Im März 1889 wird Vincent in die Tobsuchtszelle gebracht. Das gelbe Haus wird von Staats wegen versiegelt.

Auch das geht vorbei. Nachher ist Vincent wie ein Land, über das ein Aschenregen gefallen ist. Als bohrender Wurm sitzt die Gewißheit in ihm, daß es nicht vorübergeht, daß es immer wiederkehrt, daß er sich an diese Krisen werde gewöhnen müssen, wie an seinen Schatten. Nie mehr hört die furchtbare Melancholie auf. Auf seinen eigenen Wunsch hin bringt man ihn in das Irrenhaus von St. Remy; er überwindet nicht mehr den „Schrecken vor dem Leben". Er ergibt sich in sein Schicksal. „Wir andern Künstler der heutigen Gesellschaft sind nur zerschlagene Krüge."

Sein Entschluß vorläufig im Irrenhaus zu bleiben, ist für Theo wie ein Wink des Todes. Von dieser Zeit an schwindet seine Gesundheit und er weiß, auch bei ihm ist es hoffnungslos. Wie soll er es ertragen, daß da sein Bruder langsam zu Tode gequält wird, nur weil er größere Ideen hat und besser ist als die übrigen Menschen. Ist er nicht mitschuldig an des Bruders Unglück? Durfte er ihn allein lassen? Sollte er nicht heute noch von seiner Verheiratung zurücktreten und Vincent retten? Konnte er ihn retten? Man ahnt, daß solche oder ähnliche Worte in seinen Briefen standen, denn alles was Vincent zurückschreibt, ist eine überzeugte und liebevolle Beruhigung. Niemand war so gut wie Theo, niemand hätte besser sein können. Alles, was Vincent zustande gebracht hat, geschah durch Theos Güte. Vincent ist weit davon entfernt, sich als Märtyrer zu fühlen. Er hat versucht, mit den Leuten gut Freund zu sein, es ist ihm nicht gelungen; es ist ein harter Schlag und er ist „furchtbar erschüttert, was seinen moralischen Zustand betrifft". Aber das

Zum Schutz der Mutterschaft.

Zum Schutz der Mutterschaft der Arbeiterinnen sind in Italien neue Gesetzesvorschriften erlassen worden. Danach können Fabrikarbeiterinnen 6 Wochen vor ihrer Niederkunft die Arbeit drei Monate lang aussetzen, wobei ihnen der Posten bewahrt werden muß. Einen Monat vor und sechs Wochen nach der Geburt eines Kindes dürfen Arbeiterinnen nicht mehr beschäftigt werden und müssen drei Monate vor ihrer Niederkunft schonend behandelt werden. Die Mütter, die ihre Kinder selbst stillen, müssen die Arbeitgeber bis ein Jahr nach der Geburt täglich zwei Stunden ohne Lohnabzug zu diesem Zweck aussetzen lassen. In jeder Fabrik mit mehr als 50 Arbeitern ist den stillenden Müttern ein Zimmer zur Verfügung zu stellen. Außerdem muß für die Pflege der Kinder während der Arbeit der Mutter gesorgt werden. Auch für die Heimarbeiterin wird die Mutterschaftsversicherung obligatorisch erklärt.

Der Ständestaat in Oesterreich und die Frauen.

„Die Nachrichten, die bisher über die geplante Verfassungsreform zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gelangten, lassen noch kein klares Bild über das zukünftige Gefüge unseres Staates erstehen. Zeitungsberichten zufolge sollen

sieben Berufsstände

die Grundlage der ständischen Verfassung bilden: die Landwirtschaft, die Industrie, das Gewerbe, der Handel und Verkehr, das Geld- und Kreditwesen, die freien Berufe und der öffentliche Verwaltungsdienst. Ob diese Gliederung den tatsächlichen Plänen entspricht, ob noch Aenderungen vorgenommen wurden, nach welchem System die Wahlen in den Ständerat vorgenommen werden sollen und noch gar vieles andere ist bisher nicht bekannt. Nach manchen Aeußerungen maßgebender Persönlichkeiten scheint jedoch eines sicher zu sein: daß bei dem neuen ständischen Aufbau die Frauen wiederum zu kurz kommen werden."

So lesen wir in der „Oesterreicherin", dem Blatt des Bundes Oesterreichischer Frauenverein, über dessen Vorgehen dann im weiteren gemeldet wird:

Zur Wahrung der Fraueninteressen hat daher der Bund österreichischer Frauenvereine neuerlich zwei Eingaben ausgearbeitet und den zuständigen Stellen überreicht. In einer Eingabe wird die Forderung gestellt, daß bei der bevorstehenden Neuordnung der Verfassung für eine

entsprechende Vertretung der Frauen

im Ständerat gesorgt werden möge. Es wird auf den vom B. Oe. F. V. zu wiederholten Malen gestellten Antrag auf Errichtung einer Hauswirtschaftskammer verwiesen, um die Erfassung der Hausfrauen zu ermöglichen. Die Notwendigkeit einer gesonderten Hausfrauengruppe ergibt sich aus den besonderen Aufgaben, die der Hausfrau als Mutter und als Konsumentin zufallen. Bei der immer wieder betonten hohen Wertung der hausfraulichen Tätigkeit, bei dem augenscheinlichen Bestreben, die verheiratete Frau aus dem Erwerbsleben in den häuslichen Wirkungskreis zurückzuführen, muß aber auch der Frau das Recht zugestanden werden, ihre innerhäuslichen Berufsinteressen selber zu vertreten. Der B. Oe. F. V. hat daher an die Regierung die dringende Bitte gerichtet, der

Hausfrau und Mutter

im Ständerat die Möglichkeit zu bieten, beratend und bestimmend ihren Einfluß zur Geltung zu bringen.

Um aber auch den speziellen Problemen der berufstätigen Frauen gerecht zu werden, hat der B. Oe. F. V. weiters die Bitte gestellt, daß in allen Berufsgruppen, in denen Frauen in größerem Ausmaß tätig sind, eine entsprechende Vertretung

der weiblichen Berufsangehörigen

vorgesehen werde.

In der zweiten dem Bundesministerium für Unterricht überreichten Eingabe wird auf die eigenartige, in ihrer Entwicklung begründete Stellung hingewiesen, die die höhere Mädchenbildung im Rahmen der gesamten Bildungsfragen einnimmt. Aus dieser Eigenart der höheren Mädchenbildung ergibt sich die vom B. Oe. F. V. gestellte Bitte, daß eine besondere Kammer für Mädchenbildung geschaffen werde.

Was sagt die Leserin?

Zur Frage: Frauenverein und öffentliches Leben.

„Warum sind so manche der Vereine, d. h. ihre Vorstände, so ängstlich, wirtschaftliche und politische Fragen, die doch das Leben der Frauen, der Familie so stark betreffen, ihren Mitgliedern näher zu bringen?" fragt die Redaktion am Kopf der Zuschrift von Frau F. G.-B.

Ich möchte das kurz mit einigen Beispielen beleuchten:

Vor einigen Jahren machte eine bekannte Frauenführerin, im Zusammenhang mit der Besprechung von Sittlichkeitsdelikten und polizeilichen Maßnahmen, auf die Notwendigkeit der Anstellung weiblicher Polizei aufmerksam und betonte das nicht nur im Schoße ihres Vereins, sondern auch im Jahresbericht. Was geschah? Die Frau wurde eingeklagt und verurteilt. Im „Briefkasten" einer großen Schweizerzeitung fragte daraufhin eine Leserin ganz empört, ob dieses Urteil auf Gerechtigkeit beruhe. Der Briefkastenonkel antwortete in dem Sinne, daß es wohl nicht ganz gerecht gewesen sei; aber in vorliegendem Falle, handle es sich weniger um die Rechtsprechung nach Gerechtigkeit, als vielmehr um das Rechtbehalten zwischen Mann und Frau, und da müsse eben die Frau unterliegen.

Ist es heute vielleicht anders?

Im letzten Sommer gelangten ca. 10 Frauen in einer größeren Ortschaft an den Gemeindevorstand, er möchte doch dafür sorgen, daß die schulpflichtige Jugend sich abends, nach dem Betzeitläuten, nicht mehr auf der Straße herumtreibe. Als nach längerem Warten keine Antwort erfolgte, und die Zustände die alten blieben, machte sich die Vorsitzende des Frauenvereins auf, um beim Oberhaupt des Dorfes persönlich vorstellig zu werden. Man hätte bis dahin noch keine Zeit gehabt, in den Gemeinderatsverhandlungen auf das Gesuch einzutreten, hieß es, aber die Frauen seien ja in erster Linie da, um die Kinder zu erziehen, mithin wären sie selber schuld an dem bestehenden Uebelstand. Seither ist ein Jahr verflossen, aber noch immer springt die schulpflichtige Jugend jenes Ortes eine bis anderthalb Stunden nach dem Betzeitläuten auf der Gasse herum. Es ist wohl wahr, daß die Mütter diese Kinder besser erziehen sollten, doch wenn eine Anzahl von Frauen das leider nicht besser versteht, muß man derenthalben nicht das Suchen der andern nach Abhilfe der Uebelstände lächerlich machen: auch finde ich, es sei Sache der Gemeindebehörde zu sorgen, daß auf der Straße die nötige Ordnung herrsche; denn die Straße ist doch nicht den Frauen unterstellt, sondern der Behörde.

Ein Frauenverband, der sich mit dem Vertrieb von ländlichen Produkten beschäftigt, rügte unlängst einen wirtschaftlichen Mißstand, der direkt zur Schädigung eines guten inländischen Erzeugnisses, gegenüber dem an Qualität geringern Importprodukt führte. Die Folge der Reklamation waren einige Drohbriefe, wenn man es noch einmal wage, etwas zu sagen.

Aehnliche Beispiele wären noch mehrere anzuführen.

Wenn ich an die Politik denke, dann kommt es mir vor, als sei ich in den falschen Zug eingestiegen, in den Expreß, der, wiederum auf falschem Geleise, ohne anzuhalten dorthin renne, wo er eben hinrennen muß: ins Verderben; denn ich glaube, wir stehen dem Kriege näher, als dem Frieden. Jeder Streit, entbrenne er nun in der Familie, zwischen Mann und Frau, zwischen Parteien, Rassen und Völkerschaften, ist ein böses Zeitsymptom. Weil die Frau so mitverflochten ist, zunächst in das Geschick des Vaterlandes und im weitern, in dasjenige der Menschheit, sollte sie sich mehr darum kümmern. Eine Frau muß wissen um die Gefährdung des Vaterlandes, sie muß den Gang der Kulturentwicklung, die wirtschaftlichen und politischen Wandlungen im Auge behalten: auch wo sie scheinbar nichts erreichen kann, wo ihr Durchschlagskraft versagt ist. Es kommt darauf an, etwas Gesundes in den Lebensstrom hineinzubringen, sei es als ringende Einzelne, oder als Glied eines Vereins. Jede Unentschlossenheit, dem Rechten und Guten gegenüber ist Versäumnis. M. B.

Von Büchern.

„Pasubio", ein Kriegsbuch, wie es wenige gibt.

Von Wanda Maria Bührig, Chur.

Ich hasse Kriegsbücher! Ich möchte den Krieg vergessen, ich wünsche nicht wieder erinnert zu werden an diese Zeit voll Grauen! Wenn ich in einer Zeitschrift, einem Roman auf eine Kriegsschilderung stoße, werfe ich sie am liebsten weg. Jetzt ist wieder so viel vom Kriege die Rede, das „heroische" Leben, das manchenorts gepredigt wird, führt nicht unbedingt zum Kriege, sagt man, aber vorläufig zur Verherrlichung des Krieges. Unsere Jugend verschlingt die Bücher und träumt — vom Kriege! Wir Mütter wollen aber vom Krieg nichts hören, denn wir wollen — vergessen! Haben wir recht und vor allem haben wir ein Recht dazu? So frage ich mich und muß gegen mein Gefühl, „Nein" antworten. Nein, wir haben nicht das Recht zum Vergessen! Unsere Gesinnung muß auch eine heroische sein, aber im entgegengesetzten Sinne! Wir müssen Krieg dem Kriege erklären. Diesem Zweck dient nicht die feige Flucht vor dem, was uns aufwühlt, was unser Gefühl verletzt, sondern das klare Wissen um das Furchtbare, was geschehen ist. Zur richtigen Einstellung können uns die Kriegsbücher verhelfen. Ach! wir brauchen sie nicht alle zu lesen, aber wenn wir zu vergessen anfangen, wenn wir mit lauem Behagen den kriegerischen Reden zuhören können, dann sollten wir wieder zu ihnen greifen, um uns diese grausige Welt des Krieges zu vergegenwärtigen.

Allerdings muß es ein wahrhaftiges und ein gutes Kriegsbuch sein, nicht ein verlogenes, voll von aufgebauschten Kriegstaten und sog. Kriegsromantik. Ich kann heute ein Kriegsbuch voll reinster, feinster Gesinnung empfehlen: „Pasubio", von Rob. Sorpil (Tirolia Verlag, Innsbruck), die Beschreibung von den grausigen Kämpfen in den österreichischen Bergen an der italienischen Grenze. Das Buch ist z. T. aus Tagebuchblättern entstanden, ist aber von einem schöpferischen Menschen gestaltet und geformt. Alles daran ist wahr, aber gesehen durch die Augen eines Menschen, der nie, auch in dem schlimmsten Kampfe nicht, vergißt, daß er Mensch ist, und daß Mensch sein eine seelische Aufgabe bedeutet. Das Buch predigt nicht, in knappen, kurzen Gesprächen, in blitzartigen Betrachtungen, zeigt der Verfasser, was er will. Er singt kein hohes Lied dem Kriege, er verwirft ihn auch nicht mit tönenden Worten, er schildert ihn, wie man das Leben und das Schicksal schildern sollte: als eine Begebenheit, mit der der Einzelne die Pflicht zur Auseinandersetzung hat. Und wenn man das Buch recht liest, so klingt hinter all dem Grauen, hinter dem fürchterlichsten Geschehen, das hohe Lied der menschlichen Seele.

Die Frauen wird die Gestalt einer tapferen aber doch so menschlich sorgenden Mutter besonders ansprechen. Wir lernen diese Mutter durch ihren feinen, stillen Sohn kennen, durch einige eingeflochtene Briefe. Wie alles in diesem Buche ist auch diese Episode nicht breitgetreten und dadurch von stärkster Wirkung. Straff und knapp erzählt bringt dieses seltene Kriegsbuch eine Fülle von Gedanken, auch der Humor kommt hie und da in fast kindlicher Art zur Geltung.

Ich habe heiße Tränen über das Buch vergossen, es war nicht leicht, es zu lesen, aber ich bedauere es nicht, denn es hat mich irgendwie reifer gemacht.

Vom Wirken unserer Vereine.

Schweiz. Bund abstinenter Frauen.

Im alt-ehrwürdigen Großratssaal zu Schaffhausen hielten am 28. April die deutsch-schweizerischen Ortsgruppen ihre Jahresversammlung ab. Die Vorsitzende, Dr. Hedwig Bleuler-Waser, Zürich, eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Ansprache, in welcher sie hofft, daß die jetzige Zeit, in welcher so viel Neues sich durchringen und durchsetzen will, auch unserm Verein neue Impulse bringe, damit er sich weiter erfolgreich behaupten werde. Aus den Geschäften sei einiges erwähnt: Ein Antrag der Ortsgruppe Winterthur, es sei in § 3 der Statuten die Ausnahme von der Abstinenzverpflichtung auf Grund ärztlicher Vorschrift zu streichen wird nach lebhafter Diskussion zur nochmaligen Besprechung im Kreise der Ortsgruppen zurückgestellt. Für den „Wegweiser", das Mitteilungsblatt, wird eine größere Verbreitung erstrebt und erhofft. Im nächsten Herbst soll ein ca. dreitägiger Ferienkurs veranstaltet werden, an dem den Teilnehmerinnen vor allem Gelegenheit geboten wird zu lernen, wie man ein Vereinsschiffchen kunstgerecht und anregend durch alle Klippen steuert.

Aus den Berichten über die Arbeit unter der Jugend geht hervor, daß alle Ortsgruppen Wiegenbandkinder haben, zusammen sind es nun über 5000 Kinder. Es ist eine schöne und dankbare Arbeit, die nicht ohne Einfluß bleibt auf die Eltern der Kleinen. Und wenn dieser Einfluß auch nicht statistisch erwiesen werden kann, so ist er dennoch ganz bestimmt vorhanden.

An die Pfarreien in der Diaspora werden jeweils auf Ostern alkoholgegnerische Schriften geliefert, zur Verteilung an ihre Konfirmanden. Auch für die Erwachsenen wird mancherlei getan. Die Basler haben ihr Küchenauto, das auf Bauplätzen Milch, Tee, Suppe etc. verkauft und neuerdings auf Bestellung auch ganze Essen liefert. Die Churer fahren im Herbst und Winter mit warmen Getränken auf die Märkte, die St. Galler haben das Milchhüsli, die Schaffhauser schenken Tee aus an Erdarbeiter; bei Sport- und Jugendfesten werden Süßmoststände aufgestellt und so fort. Mit offenen Augen schauen die Frauen nach jeder Gelegenheit aus, wo sie den Alkohol durch etwas Besseres ersetzen können.

Am Abend hielt Dr. Fritz Wartenweiler aus Frauenfeld einen Vortrag über „Was mir Mut gibt im Leben." Wenn er uns erzählt hat, was ihm Mut gibt, so soll hier gesagt sein, daß nicht zuletzt sein Leben und Wirken uns den Glauben an den Sieg des Guten uns Mut geben für unsere Arbeit. E.

Berichtigung.

Man teilt uns mit, daß die in Nr. 18 unserer Zeitung erwähnte Sammelaktion der Schweizerischen Vereinigung für Anormale nicht in der ganzen Schweiz, sondern erst im Kt. Zürich durchgeführt wurde. Anfangs Juni sollen in 2 bis 3 weiteren Kantonen Karten versandt werden, während von einer Werbung in der übrigen Schweiz aus Rücksicht auf die Augustfeiersammlung vorläufig Umgang genommen wird.

Die Schweiz. Vereinigung für Anormale entschloß sich zur Durchführung der Kartenspende, um einerseits die Notlage der Hilfswerke zu mildern und um andererseits den privaten, unkontrollierbaren Kartenverkäufen zugunsten Gebrechlicher zu begegnen und die Oeffentlichkeit vor Mißbrauch des Opferwillens zu schützen.

Der vorläufige Reinertrag aus der Kartenspende im Kt. Zürich in der Höhe von Fr. 60,000, der auch hier aufs herzlichste verdankt sei, wird am 14. Mai an der Delegiertenversammlung der Vereinigung in Biel an ca. 50 zürcherische Hilfswerke und 6 schweiz. Verbände verteilt werden.

Kleine Rundschau.

Ein Drittel sind Lehrerinnen.

An der Städt. Volksschule in Zürich amten gegenwärtig 576 Lehrkräfte, wovon 193 Lehrerinnen. Zürich hat also gegenwärtig zwei Drittel Lehrer und ein Drittel Lehrerinnen an der städtischen Volksschule; wogegen im Jahre 1890 im Gebiete der heutigen Stadt in Aßoltern, Höngg und Hottingen je eine und in der Altstadt zwölf Lehrerinnen im Amt waren. Im genannten Jahr wurde die Volksschule des ganzen heutigen Stadtgebietes von 197 Primarlehrern und 56 Sekundarlehrern geführt.

Erstmalig eine Frau als ordentl. Professor in Polen.

Zum ordentlichen Professor für polnische Ethnographie an der Universität Warschau ist Frau Cäsarea Ehrenkreutz ernannt worden. In Dorpat als Tochter des Gelehrten Baudoin de Courtnay geboren, studierte sie in Krakau und Leningrad und ist die erste Frau, die in Polen zum ordentlichen Professor ernannt wurde. An den polnischen Universitäten lehren nur zwei Frauen als außerordentliche Professoren.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Dienstag, 15. Mai, 15 Uhr, im Gemeindehaus Oekolampad, Allschwilerplatz: Tee-Nachmittag des Hausfrauenvereins Basel und Umgebung mit Traktanden: Protokoll, Vereinszeitg., Jahresprogramm, u. a.

Biel: Mittwoch, 16. Mai, 20 Uhr, im Turnsaal: Propagandaabend des Vereins zur Förderung der Frauenintereßen.

Zürich: Mittwoch, 16. Mai, 20 Uhr, Kirchgemeindehaus Hirschengraben: Jahresversammlung des Berufsvereins Sozialarbeitender, Zürich; nach den übl. Traktanden geselliges Beisammensein.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

läßt sich nun nicht ändern und man muß es ertragen ohne sich zu beklagen. Solange er malen kann, wird er nicht ganz unterliegen und soweit er es selbst beurteilen kann, ist er „nicht eigentlich verrückt". „Es wäre sicher das Beste für mich, nicht allein zu bleiben. Aber lieber will ich ewig in einem Tollhaus bleiben, als eine andere Existenz der meinen opfern." Auch eine Tollwutzelle kann man schließlich von Zeit zu Zeit ertragen, wenn es sein muß. Ueber eine Tatsache freilich wird seine einfache und gute Seele nie hinwegkommen: wie war es möglich, daß die Menschen, diese ehrenwerten Bürger von Arles, so feig waren, in solcher Ueberzahl gegen ihn Sturm zu laufen, er, der ganz allein stand und dazu noch ein Kranker war. „Ach, wenn man mich doch nicht in den Dreck geschleift hätte."

Er bleibt ein Jahr in der Irrenanstalt von St. Remy, die ganz in der Nähe von Arles liegt. Er glaubt, gut daran zu tun. „Zunächst weil ich die Wirklichkeit des Lebens der Verrückten und der verschiedenen Irren in dieser Menagerie sehe, verliere ich die vage Furcht, die Angst vor dieser Sache und allmählich komme ich dazu, die Verrücktheit wie eine andere Krankheit anzusehen." Ein heroischer Versuch, die Gefahr durch das Bewußtsein zu überwinden. Er hat ein kleines Zimmer mit graugrünen Tapeten und meergrünen Vorhängen; das Fenster ist vergittert: er sieht durch einen Zaun auf ein viereckiges Kornfeld, über dem jeden Morgen die Sonne in ihrer Glorie aufgeht. Nach einem neuen Anfall im Sommer scheint ihm jede Möglichkeit „noch mutig zu bleiben oder zu hoffen genommen". Er fühlt sich jedes Mal „tief hinabgezogen" und der Untergrund von Furcht wird immer stärker. Er malt wieder vom Morgen bis zum Abend, es ist die einzige Rettung. Er vollendet einen Mäher. „Es ist das Bild des Todes, so wie es das große Buch der Natur verkündet. Was ich darin anstrebe, ist das „fast lächelnde". Es ist ganz gelb außer einer violetten Hügellinie, hellgelb und blond. Ich finde das komisch, ich, der es durch die eisernen Stäbe einer Zelle sah." Dazwischen malt er den Kreuzgang mit dem Garten der Anstalt, Olivenbäume, Cypressen, den Wärter und Blumen, nicht mehr die lodernden Sonnenblumen, sondern Iris und Rosen, zartgrün, rosa, preußischblau und violett. Zweimal geht er nach Arles um Bilder zu verpacken; beide Male bekommt er Anfälle; das zweite Mal bleibt er auf dem Heimweg einen ganzen Tag bewußtlos in den Feldern liegen. Also ist es immer noch zu früh. Eine unzuverlässige Krankheit, nie, nie ist man sicher. Und er quält sich über das, was in ihm vorgehen mag. Ein grauliges Geheimnis! „— ich bin darüber erschrocken, daß ich mit meinen modernen Ideen, der ich so höflich Zola, die Goncourts und die Kunst bewundere, Anfällen unterworfen bin, wie sie Abergläubische haben, wo mir wahnwitzige religiöse Ideen kommen, wie ich sie nie in meinem Gehirn im Norden spürte." Vielleicht ist es doch nicht richtig unter all diesen Irrsinnigen zu bleiben und das bißchen Verstand ganz zu verlieren, das man noch besitzt. Der Süden, so wundervoll er ist, taugt vielleicht doch nicht für ihn, den Nordländer. Aber was überhaupt taugt für ihn? Treibt es ihn nicht ständig umher? Von London nach Paris, nach dem Borinage, nach Brüssel, den Haag, Drenthe, Nuenen, Antwerpen, Arles? Jedes Mal ein neuer Beginn und am Ende geht es nie. Trotzdem beschließt er, wenn ein neuer Anfall kommen sollte, die Anstalt zu verlassen. In Auvers-sur-Oise, in der Nähe von Paris, wohnt ein Doktor Gachet, ein Arzt, ein Menschen- und Kunstfreund, der freut sich ihn aufzunehmen.

Nun, wo die Aussicht da ist, fortzukommen und wo der Entschluß dazu gefaßt ist, scheint alles plötzlich wieder heiterer und erträglicher. Dankbarkeit überströmt ihn in allem Elend. Hat nicht Theo einen Sohn bekommen, das einzig wichtige und wertvolle, was einem in diesem Leben zustoßen kann; stand nicht im „Mercure de France" ein Artikel über seine Bilder, von einem jungen und begeisterten Literaten verfaßt, natürlich voller Uebertreibungen; denn seine Bilder sind unvollkommen, das weiß niemand besser als er selbst, aber trotzdem, er ist dankbar dafür und er hat „le coeur à l'aise" und hat nicht Theo eines seiner Bilder verkauft, für 400 Franken sogar, an eine belgische Malerin! Womöglich war doch nicht alles umsonst, nicht das ewige Hungern und Leiden; womöglich mußte man so brüchig werden und so den Verstand verlieren wie er, womöglich mußte man einen so harten Preis zahlen mit seinem Blut, seiner Jugend und seiner Freiheit, deren man niemals froh wurde, um die Gewißheit zu haben, um so bitter wirklich zu spüren, daß man ein Glied war in einer Kette und daß man einer Sache diente, die größer war als man selber und mehr wert als das bißchen Leben.

Im Mai 1890 fährt er nach Paris, besucht Theo, lernt seine Schwägerin Jo kennen und den kleinen Vincent. Er ist vergnügt, munter, er geht über die Boulevards und meint, es wäre nicht übel nach den vielen Cypressen und Weinbergen einmal eine Buchauslage zu malen mit den roten, grünen und gelben Einbänden oder eine Vorstadtstraße mit brennenden Laternen. Aber schon am zweiten Tag fährt er hinaus nach Auvers, installiert sich in einem billigen Gasthof und fängt an zu malen. Paris ist so nahe; Theo kommt mit Frau und Kind, und wenn Vincent Lust hat, kann er sie jeden Sonntag besuchen. Auch Doktor Gachet ist nicht übel; ein Original, ein wenig exzentrisch, aber ein Kunstkenner, der über Vincents Bilder in Verzückung gerät, so daß Vincent verlegen und mißtrauisch wird. Er ist nicht ohne Hoffnung. Wäre es möglich, daß ihm das Schicksal noch einmal gnädig ist? Von Gauguin kommen Briefe. Er will nach Madagaskar, kommt Vincent mit? Auch das läßt er sich durch den Kopf gehen. Schon in Arles, nach den ersten Anfällen, dachte er daran sich in der Fremdenlegion anwerben zu lassen; warum soll er nicht mit Gauguin in die Tropen? Aber wenn er an das Nächstliegende denkt, was es zu tun gibt, z. B. zu Gauguin zu reisen um alles zu besprechen, dann kommt das Gefürchtete, der Schrecken, das lähmt ihn so und regt ihn zugleich so auf, daß ihm schwindelt. Es geht nicht. Sein Leben ist an der Wurzel angegriffen. Gegen Mitte Juli verweilt er den Doktor, er wird scheu und einsilbig; selbst an Theo kann er nicht so ausführlich schreiben, wie sonst, er hält Schreiben für ganz unnütz. Er malt „ungeheure, ausgestreckte Felder unter wolkigem Himmel" und es fällt ihm nicht schwer, „seine ganze Traurigkeit auszudrücken, die innerste Einsamkeit". Noch einmal kommt das Leitmotiv seines Lebens, die Klage, daß er allein blieb und Bilder malte, statt Kinder in die Welt zu setzen und aufzuziehen. Immerhin für die Bilder setzte er sein Leben ein und seine „Vernunft ging dabei zur Hölfte drauf". Am 27. Juli schießt er sich eine Kugel in den Leib, er schießt schlecht, so wie er — würde er sagen — alles in seinem Leben schlecht und unordentlich gemacht habe. Zwei Tage später erst stirbt er. Theo war die ganze Zeit über bei ihm.

(Schluß.)

Für Sandwich das Feinste

Pains

Gänseleber - Schinken - Reh
Hasen - Rebhuhn - Fasanen
Sardellen - Schnepfen

Runde Dose . . . —.90
Ovale Dose . . . 1.25

P36Bn

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 A. & H. Keuerleber

Basel **Tea-Room Turmhaus**
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern **Daheim** Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

SEEHOF
Hilterfingen (Thunersee)
Heimeliges Familienhaus, Restaurant, Tea-Room. Moderner Komfort. Geeignete Räume für Sitzungen und Anlässe. Wochenendarrangements. Prospekte. Telephon 92.26.
P 8187 Y

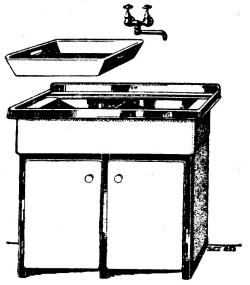
LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Manz Konfitüren
sehr fein
im Offenverkauf

P 116 Z	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.65
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.75
Orangen	—.75
Aprikosen	—.75
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.70
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.75
Brombeergelée	—.75
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.80
Wacholderlatwerge	1.—

8 % Kassabon
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus
Karl Manz
Zähringerstraße 24
Zürich Tel. 21.758
Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezial-Offerte.

Der Patent-**Küchen-Spültisch**
aus rostfreiem Chromstahl
ist heute der praktischste Schüttstein zum Abwaschen des Geschirres und der Gemüse, sowie zu sonstigen Reinigungsarbeiten.



Kein Schüttstein anderer Konstruktion oder aus anderem Material bietet derartige Vorteile.
Obiger Apparat SEZ 852, 100×45 cm, einschließlich Geschirr- u. Gemüsekorb, sowie Schrank, kostet Fr. **200.-**
Andere Dimensionen auf besondere Anfrage.
Stöckli & Erb, Apparatefabrik
KUSNACHT-Zch. P407Z

Frauenschule Sonnegg
Ebnat-Kappel (Toggenburg)
Beginn des nächsten Kindergärtnerinnen-Kurses Mitte September 1934. P 1659 G
Dauer 1½ Jahre. Anmeldungen frühzeitig.
Prospekte durch die Leiterin: Helene Kopp.

ORO
schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig

Flad&Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1889)
P 243 Z

P289L

Betriebsküchen, Kantinen
Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

7000 Büchsen mehr in den 3 letzten Jahren!
Das ist der beste Beweis der erzielten Resultate mit P 5-4 L.
Phosfarine Pestalozzi
das ideale Nährmittel der Kleinen in den Säuglingsheimen, Spitälern, Sanatorien. **Erleichtert die Knochenbildung.** Stärkendes Frühstück für Blutarme und solche die schwer verdauen. Die große 500 gr. Büchse **überall Fr. 2.25.**

Druck-Arbeiten
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur AG.

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myrrt" Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus** OF11186Z

Locarno — Monti
Pension Olanda (Walter)
Herrl., staubf. Lage. Balkone und Loggien. Südzimmer m. fließendem Wasser. Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. Tel. 27. P 1974-2 O

Töchterpensionat „La Romande", Vevey-Plan
Das ganze Jahr allbew. Ferien- und wirksame Spezialkurse. 20jährige Erfahrung. Unser zahlreiches, sehr erfahr. Lehrpersonal bürgt für Erfolg. Franz. und Englisch. Auch Haushaltungsschule. Intensiver sprachl. u. sportl. Betrieb. Familienleben. Idealster Ferienaufenth. Paradies. Lage direkt am See. Bäder. Fr. 4.50 pro Tag, franz. inbegr. Ein Besuch lohnt sich und wird Sie sicher überzeugen. Prosp. u. Ref. P 369-6 L.

Ecole horticole pour jeunes filles
La Corbière Estavayer le Lac (am Neuenburgersee)
Berufsausbildung und kurzfristige Kurse für Gartenliebhaberinnen. Französische Umgangssprache. Prospekte durch die Direktion.
P2032Z

Verkaufsmagazine in:

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

MIGROS

204-19

Herde

Vor vielen Jahren erzählte mir ein Kaufmann, Vertreter des Lloyds, an der Schwarzmeerküste, wie ein guter Dampfer durch eine Schafherde zum Untergang gebracht wurde. Das kann ich nie mehr vergessen, und es ging so zu: Eine große Schafherde wurde auf das Deck des Dampfers geladen. Das Wetter war bei der Aufnahme der Schafe vollständig ruhig und klar. Die Herde sollte innert 24 Stunden am Bestimmungsort wieder ausgeschifft werden. Da erhob sich ein frischer Wind, der Wellengang wurde schwer, aber keineswegs gefährlich. Da das Schiff aber leer und ohne Ballast war, gab es den Wellen außergewöhnlich nach. Da seien nun die Schafe in eine panikartige Angst verfallen und instinktiv alle miteinander immer auf diejenige Seite des Schiffes gerannt, die gerade hoch aus dem Wasser ragte. Bis die Herde aber dort anlangte, war jene Seite gerade tiefer als je im Wasser. Die Mannschaft war inmitten der Panik der Tiere machtlos und mußte verzweifelt und tatenlos dem Ende entgegensehen, denn als die Schafe zum xten Male auf die andere Seite gerannt waren, wurde die Schlagseite so stark und steil, daß die ermüdeten, vom Seegang mitgenommenen Tiere auf dem nassen Deck nicht mehr auf die andere Seite klimmen konnten und sich nun in echt schafigem Instinkt noch mehr aneinander, ja schließlich aufeinander drängten, so daß das Schiff durch irgend welche unverschlossene Lucken und Fenster immer mehr Wasser nahm und schließlich unterging.

So endete ein gesundes, robustes Schiff, das manches Jahr bei allem Wetter auf See war und dessen Tragfähigkeit für 20 solcher Schafherden bei viel schlimmerem Seegang zum sicheren Transport ausgereicht hätte!

Die biblische Geschichte — ich hatte in diesem Fache immer Note 1 — und die Fabeln des Altertums sind Beispiele dafür, daß es gestattet ist, aus dem Tierleben weise Lehren zu ziehen und auch solche selbst den Höchstgestellten als Spiegel vorzuhalten, und wenn es bloß Schafe, oder, wie man schicklicher sagt, Lämmer wären.

Sind wir nicht auch auf einem solchen Schiff, einem gesunden, guten Schiff mit rechter, seetüchtiger Mannschaft, bewährten Steuerleuten und Kapitän — gefahren mit eher zu leichter Last bei rosigem Wetter?

Haben wir auf diesem Schiff nicht auch das Gefühl der Machtlosigkeit gegen das Verhängnis, und fühlen wir nicht auch jenes schwere, langsame, immer mehr ausgeprägte Schwanken — bald da hinüber, bald dort hinüber? Wir unterscheiden noch deutlich die Leithammel, die den verhängnisvollen Rhythmus anführen, und vor allem unterscheiden wir allzu deutlich jenen allzu lämmerlichen Herdengeist, der sein Heil im Ineinanderdrängen, im Gegeneinanderhalten sucht unter Verzicht auf jede eigene Ueberlegung und jedes selbständige Urteil. — Wäre das Schiff nicht heute, nach vielen Jahrzehnten, noch auf dem blauen Schwarzen Meer anstatt in der grünlichen Meeresgruft, wenn — ja, wenn nicht damals lauter Schafe auf dem Deck gewesen wären, sondern weniger herdenhafte Tiere, die unter sich **weniger einig** gewesen wären, wann sie links und wann sie rechts hinüber müssen?

Wer war je „solidarischer" als jene Schafe auf dem Schiff? Wer in der Gegenwartsgeschichte hat die Böcke, die zeitiger merken, daß das Schiff sich schon wieder auf die andere Seite legt, einstimmig überrannt,

als jene Gleichgeschalteten des Tierreiches? Wo ließe sich kompletter, hundertprozentiger feststellen, daß den Böcken, die das große Schwanken und Schaukeln in den **fatalen Rhythmus** brachten, so komplett und hundertprozentig die Führung entglitt und daß sie, vom Rhythmus der von panischem Schrecken erfaßten Masse mitgeschwemmt mit dieser zusammen schließlich das salzige Wasser, dem sie im angstgepeitschten Hin und Her, einer auf den andern gestützt, entrinnen wollten — schlucken mußten!

Ja — Sie haben recht. Die Schafe allein waren nicht schuld. Die bei dem schönen Wetter weit über dem Wasserspiegel offengelassenen Lucken und Gucklöcher — die Bank- und Genfer Skandale — sicher, sicher sind die Schäflein nicht schuld. Auch in der Steuerung und Leitung waren wahre Böcke festzustellen. Aber erst durch den Herdenrhythmus, die Hetze von rechts nach links, von links nach rechts, konnte und kann dem Schiff das Vorhandensein jener offenen Lucken zum Verhängnis werden lassen.

Kann des Teufels Taktstock nicht mehr aus dem fürchterlichen Gleichschaltungs-Rhythmus herausgerissen werden? Soll es mit der fatalen Allesgleichmacherei — von links nach rechts, von rechts nach links — so lange weitergehen, bis jedes selbständige Urteil seekrank und lahmgelegt und diese ganze Herde, buntgescheckt im gleichen Rhythmus dem entgegensolidarisiert ist, dem sie entrinnen will?

Augen auf — man schaue genau, was eigentlich ist: Jeder will seine Garantie, jeder will eine Sicherheit für seine Existenz. Gut, aber wo ist der **Garant?** Wo ist der **Versicherungshalter?** Die Allgemeinheit? — Ja, das ist es eben. Die Schafe haben ja das Wasser erst saufen müssen, als sie so dicht in- und aufeinander gedrängt waren, daß keines sich mehr rühren konnte — auch die Leithammel nicht!

Ist dieses Schwanken von links nach rechts nicht nur politisch, sondern auch **wirtschaftlich** in bedenklichem Maße festzustellen? Im Herbst 1932 fanden noch Konferenzen statt, die zum Zwecke hatten, **zum Schutze des Konsumenten** überhöhte Handelsspannen im Kleinhandel zu bekämpfen und auch diesbezügliche Feststellungen und Vorschläge zur Behebung dieser Mängel machten. — Ein Jahr später war man schon ganz auf dem extrem entgegengesetzten Standpunkte angelangt, **beim Schutz des Händlers** gegen den Konsumenten! Und jetzt neigt sich das Schiff tief und tiefer auf diese Seite! Tönte nicht der Ruf: Möglichst mäßige Preise, damit wir nur den Anschluß an den Weltmarkt nicht verpassen — und heute ist die intelligenteste Parole: Möglichst alles teuer, den Kopf kräftig in den Sand à la Vogel Strauß, und wir halten alles, unbekümmert um die Weltwirtschaft, wie es war! Und die Papiere, wie schwanken diese hin und her — nach einem höllischen Rhythmus — allerdings, um sich — wie bei unserem Schiff auf dem Schwarzen Meer — immer wieder auf die tiefere Seite zu legen?

Ja, was kann uns da retten bei diesem gewaltigen Schwanken aller im gleichen Takt? In 600 Jahren ist manches große Schwanken über unser Schiff gegangen. Es hat sich immer wieder aufgerichtet. Aber heute ist ja die unheimliche Erscheinung, daß jeder an seinen eigenen Erkenntnissen, an seinem eigenen Urteil zweifelt,

daß jeder an den andern sich anlehnen will und Stütze und Garantie von außen erwartet anstatt von eigener Kraft.

Ist im Mark dieses Volkes eine Aenderung eingetreten, allwo früher immer die Kraft zur Rettung von der Eigenart und aus dem Innersten kam? Weshalb diese Furcht, die sich zusammendrängen will, Furcht um den Erwerb?

Weil die meisten ganz innen das Gefühl haben, daß eben die Grundlage und Basis ihres heutigen Erwerbs immer mehr eine künstliche sei; daß sie nur durch verkrampftes, solidarisches, sich jeder eigenen Erkenntnis verschließendes Zusammendrängen gehalten werden könne.

Und das Ende dieses Zusammendrängens? Sind doch schon alle Farben auf dem Punkte, sich zu vereinen, in der gleichen Richtung zu laufen und zurückzulaufen — ist doch kein Zweifel, daß das Schiff schon auf die Seite neigt!

Die Furcht ist begründet — es ist so, daß die Mehrzahl der Existenzen zum größern Teil künstlich so hoch gehalten wird. Aber die Rettung wird nicht im Zusammendrängen und im Leithammeltum sein, sondern im Gegenteil, in der Selbständigkeit, im tüchtigen Selbstsein. Je mehr Eidgenossen als Persönlichkeit ihre Gesinnung und ihren Stolz in der Panik bewahren, desto eher wird sich das Schiff aufrecht halten. Wer links war, sei links, wer rechts war rechts, und alle halten ihre Persönlichkeit. Dann bleibt auch der Spielraum zur Arbeit und die Luft für ein freies Denken. Wenn schließlich auch der Milchpreis um einen Rappen niedriger ist und der Lohn der „Geschützten" 5 Prozent tiefer! Lieber frei und wirtschaftlich etwas schlechter gestellt, als hinten und vorn gebunden und hammelartig eingezwängt und „geschützt"! Und wenn doch untergegangen sein muß — dann lieber frei und trotzig als eidgenössischer Mann, denn blindlings zusammengeschart, als wehrlose, in Reglemente und Gesetze eingezwängte Herde.

Und noch nie, noch gar nie war es so schön, frei und sein eigen Selbst zu sein, wie in unserer Zeit, und noch nie konnte es der Welt so viel nützen als jetzt, zu sehen, daß man frei auch jetzt noch leben und volles Leben leben kann! Noch nie auch konnte Freiheit so nützlich sein wie jetzt und in naher Zukunft eine Insel der Freiheit die Schweiz, denn **rare Ware ist gefragt**, und es wird immer wieder Menschen geben, die Sehnsucht nach freier Luft und nach Sicherheit in Freiheit haben.

Das wird der Erlöser vom „tragischen Rhythmus" sein, der langsam, wenn auch etwas schmerzhaft löst, was alles schon gebunden wurde, und der unser geistiges Leben und unserer Wirtschaft den Lebensraum in Freiheit durch alle Fährnisse erhält.

Abschlag:

Haselnußkerne, extra (625 g - Paket Fr. 1.—)	250 g **40 Rp.**
Mandeln, extra (470 g - Paket Fr. 1.—)	250 g **53⅕ Rp.**
Walnüsse, kalif. (775 g - Paket Fr. 1.—)	500 g **64½ Rp.**
Muskat-Datteln	500 g - Paket **50 Rp.**
Rohkostbeutel (400 g - Paket 50 Rp.)	500 g **62½ Rp.**
Mischobst, kalifornisches (750 g - Paket Fr. 1.—)	500 g **66⅔ Rp.**
Ringäpfel kalifornische (370 g - Paket 50 Rp.)	500 g **67⅗ Rp.**

Kaffee-Ersatzmischung fixfertig (400 g-Pak. 50 Rp.) 500 g **62½ Rp.**

Neu: **Neu:**
„Walder Allerlei"
Eine Bouchées-Spezialität! 115-125 g **50 Rp.**
Die knusperigen **Walder-Schock-Haselnüsse** 122—128 g **50 Rp.**

ff **Fleischkäse**	100 g **35 Rp.**
Ia **Bündnerfleisch**	100 g **Fr. 1.20**

Ia Waadtländer Saucissons per kg Fr. **4.50**

Sauerkraut mit Würstchen / mit Speck — große Büchse Fr. **1.-**
Sauerkraut mit Rippli, gr. Büchse **Fr. 1.25** (mit 250 g Rippli ohne Bein)
nur in den Magazinen
Sardinen portug., in Olivenöl ⅛-Dose **25 Rp.**
Schweinefett reines (800 g Fr. 1.—) 500 g **62½ Rp.**